

Die goetheanistisch-naturwissenschaftliche Arbeitsweise

Eine Darstellung ihrer erkenntnispraktischen Schritte an einem botanischen Beispiel

Alle Arbeit ist immer auch Selbsterziehung. Wie weit die Selbsterziehung durch wissenschaftliche, hier goetheanistisch-naturwissenschaftliche Arbeit, führt, hängt von vielen Faktoren ab, auch von längst vergangenen. Nicht das Ziel ist dabei das Entscheidende, sondern der Weg, und der soll hier dargestellt werden. Und aus diesem Wege folgen durchaus lebenspraktische Fähigkeiten, deren Einsatz nicht nur für die Naturwissenschaft, sondern auch für die gesellschaftliche Entwicklung heute lebensnotwendig ist. Ob man sich auf seinem Wege jedoch immer mit denjenigen im Zusammenhang halten kann, die in verwandter Weise suchen, hängt verständlicherweise nicht allein von einem selbst ab. Wir sind auch auf die Toleranz der anderen angewiesen. Wie auf dem Wege selbst gibt es hier Erfolge und Mißerfolge. Die vorliegende Darstellung dieses Weges gliedert sich wie folgt:

- Einführung
- Der doppelte Wissenschaftsansatz Goethes
- Vom Alltagsbewußtsein zum fragenden Interesse
- Die Fragefiguren nach organismischen Zusammenhängen
- Die Entwicklung der Wissenschaftsfähigkeit
- Zur Intuition
- Die Entfaltung der Intuition in der Arbeit
- Anwendung auf gesellschaftliche Probleme

Einführung

Die in unserer Gegenwart tätige Naturwissenschaft erkennt nur solche Arbeitsergebnisse an, die keine Subjektiva enthalten. Mit Recht! Da aber der Wissenschaftler auch ein subjektives Wesen ist, kommt es also darauf an, diese Seite des Menschen aus der Wissenschaft so weit als nur möglich herauszuhalten. Die Arbeitsweise, die das zum großen Teil garantiert, ist die Analyse. Läßt sich nun noch die Synthese im wesentlichen als rückwärts laufende Analyse behandeln, so folgt Machbarkeit daraus. Würde einem Naturwissenschaftler heute die Frage gestellt, was Wahrheit sei, so müßte er eigentlich antworten: was machbar ist. Machbarkeit ist für ihn geradezu der Nachweis dafür, daß einerseits nichts undurchschaut geblieben und andererseits nichts Subjektives eingeflossen ist.

Auch die Lebensvorgänge einschließlich der Vererbung sind auf diese Weise heute in den Bereich der Machbarkeit gekommen. Die Folge davon ist die ökologische Misere.

Die Zukunft wird daher eine Wissenschaft erfordern, die wie bisher schon keine Subjektiva enthält und die trotzdem nicht in die heutige analytisch-mechanistische Arbeitsweise verfällt, deren Folgen längst unübersehbar geworden sind. Diese Naturwissenschaft muß lernen, die gesamte Natur als Organismus anzuschauen. Dazu ist eine Entwicklung des wissenschaftlichen Bewußtseins so weit nötig, bis das daraus folgende Handeln selber organismisch wirksam wird.

Die ersten Keime einer solchen Wissenschaft geschaffen zu haben, ist das Verdienst von Johann Wolfgang von Goethe. Das jedoch wäre möglicherweise heute längst vergessen, hätte nicht Rudolf Steiner durch seine Arbeit im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar im Zusammenhang mit der von ihm zu vertretenden Geisteswissenschaft den Blick auf Goethes Lebensleistung für die Zukunft freigemacht (STEINER 1884-1897, 1886, 1897, 1910-1919).

Der doppelte Wissenschaftsansatz Goethes

Eine Darstellung der Art und Weise, wie Goethe wissenschaftlich gearbeitet hat, verdanken wir in letzter Zeit W. Schad (SCHAD 1996, 1997), der gezeigt hat, wie die Aufgaben und die Problemlagen, die sich Goethe stellten, einmal mehr eine typologische und zum anderen